

Carl Richard Linke (* 20. November 1889 in Forst (Lausitz); † 8. Januar 1962 ebenda) war von Beruf Schlosser. Von 1911 bis 1917 diente er als Matrose in der Hochseeflotte der Kaiserlichen Marine. Er gehörte zur ersten Besatzung der 1911 in Dienst gestellten SMS Helgoland. Er führte Tagebücher wie auch der später an Bord kommandierte Richard Stumpf. Von Linkes Tagebüchern ist ein umfangreiches von ihm selbst verfasstes Typoskript erhalten geblieben. Im Gegensatz zu Stumpf stand er dem Militär reserviert gegenüber. Im Zuge der Marineunruhen im Sommer 1917 wurde Linke wegen angeblicher politischer Betätigung zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, die auf sechs Jahre reduziert wurden und verbrachte diese zunächst in Celle und ab Anfang 1918 in Rendsburg. Im Zuge des Kieler Matrosenaufstands im November 1918 wurde er befreit. Danach suchte er seine ehemaligen Kameraden der SMS „Helgoland“ und fand einen Teil in Bremen. Linke berichtete ausführlich über deren Beweggründe, den geplanten Flottenvorstoß im Oktober 1918 zu verhindern. Insbesondere war die Mannschaft der Ansicht, dass der Vorstoß die Waffenstillstandsverhandlungen torpedieren, die Regierung Max von Baden stürzen und die Alldeutschen in ihrer Kampagne unterstützen sollte, eine „nationale Volkserhebung“ zu initiieren.¹

Auszüge aus dem unkorrigierten Transkript der Erinnerungen von Carl Richard Linke, Teil 1c 1917–1918.

Das Transkript wurde freundlicherweise von Herrn Wolf Ramin, Fregattenkapitän a. D. zur Verfügung gestellt.

Seitenzahlen nach dem Transkript. Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden nicht verändert. Die Zwischenüberschriften wurden eingefügt von Klaus Kuhl.

Insbesondere die Datumsangaben von Linke zum Kieler Matrosenaufstand stellen sich nach heutigem Forschungsstand unterschiedlich dar. Darauf und auf weitere Differenzen wird in Fußnoten hingewiesen.

Befreiung aus dem Zuchthaus Rendsburg und Erlebnisse in Kiel im November 1918

S. 81–94

Der Sonnabend der 2. November 1918 neigte sich zu Ende, und die Dämmerung brach zeitig herein. Schon am Tage gewährte ich bei den höheren Anstaltsbeamten eine gewisse Nervosität, und die Militärwache war verstärkt. Donnerstag nachts soll das dritte Geschwader durch den Kanal nach Kiel gefahren sein.

Ich stand am Fenster und hoffte Neuigkeiten zu hören, als plötzlich am schrägüberliegenden Flügel das Flaggensignal gepfiffen wurde. Das war der Lockruf für Marineangehörige. Darauf vernahm ich die vielsagenden Worte: „Du, Willy! Da in Schlicktau ist etwas nicht in Ordnung, da ist etwas bei der Flotte los!“ Ich hörte Willy Sachse brummen, verstand ihn aber

¹ Klaus Kuhl und weitere Wikipediaautoren: Carl Richard Linke. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Online zugänglich (aufgerufen am 12. Dezember 2021) unter Permanentlink: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Carl_Richard_Linke&oldid=215622135.

nicht, dann wieder: „Ja! – – Nee, entweder wir kriegen hier bald wieder Zuwachs, oder es briest in die Bakskiste. – – Nee – – weiter weess ich ooch nischt!“ Dann folgte die übliche telefonische Küchenzettermeldung: „Morgen jefft et dücken Grütt!“ Doch das interessierte mich fürs erste einmal weniger.

Sonntag und Montag gingen vorüber, ohne dass ich mich mit meiner gewohnheitsgemässen „Arbeit“ intensiv beschäftigte. Am Abend vernahm ich am Fenster die Nachricht, dass die Kulis wild geworden wären und der Aufruhr in Kiel zur Revolution angewachsen sei, wodurch die Mandarinen vollkommen kalt gestellt worden seien. Auch hätten sich die Kieler Matrosen nach unserem hiesigen Wohlbefinden erkundigt finis coronat opus²! Durch die Unfähigkeit der Führer, die im Materialismus und Phlegma wurzeln, ihre Untergebenen zweckmässig zu behandeln und ihnen als Vorbild zu dienen, ist das veraltete Militärsystem tödlich ins Herz getroffen worden.

Am folgenden Tage sagten uns die Posten, wir Mariners sollten nur endlich machen, dass wir fort kämen, denn wegen uns wären sie ihres Lebens nicht mehr sicher, weil wegen uns noch die ganze Strafanstalt vom Kanal her bombardiert wird, zwei Telegramme sind schon angekommen, und wenn wir bis spätestens morgen früh nicht in Kiel einträfen, kämen sie uns holen.

Als am Morgen des 6. Novembers der Herr Direktor die Anstalt betrat, verweigerten ihm die Posten die gewohnheitsgemässe Ehrenbezeugung, und als er seine Verwunderung zum Ausdruck brachte, wurden diese frech und grob. Im Laufe des Vormittags liess er mich rufen und bat mich in fabelhaft höflichem Tone, doch einen Brief an meine Eltern zu schreiben. Wie klein und erbärmlich war doch dieser grosse Heldenvater über Nacht geworden, er ekelte mich durch sein byzantinisches Benehmen³ an. Fast schien es mir, als spielte er mit dem Gedanken, mir einen Stuhl und womöglich auch noch eine Zigarre anzubieten, meine militärische Haltung hatte sich in Wohlgefallen aufgelöst. Ich bemerkte, dass ich nicht das geringste Bedürfnis verspüre, einen Brief schreiben zu wollen, ganz abgesehen davon, dass es auch vollkommen zwecklos sei, weil meine Briefe doch nicht abgesandt würden. Nachdem ich ihm noch in ähnlicher Weise eine zeitlang verflacht hatte, gab ich seinem Drängen nach.

Kaum wieder in meiner Zelle angelangt, kam auch schon der Oberaufseher angerannt und brachte mir höchst eigenhändig Feder, Tintenfass, Briefbogen und Couvert und verliess mich mit dem Wunsche, ich möchte mich doch möglichst beeilen. Ich versprach ihm, mein Möglichstes zu tun, und tat das Gegenteil. Fast drei Stunden schrieb ich an die vier winzig kleinen Seiten des Briefes. Ich hatte noch keinen endgültigen Entschluss gefasst, ob ich den Brief in Poesie oder Prosa schreiben möchte, als der Oberaufseher schon zum erstenmale sehen kam, ob ich noch nicht fertig sei, und als ich soeben den Kopf des Briefes vollendet hatte, war er zum zweitenmale da. Ich sagte ihm, dass ich überhaupt nicht zum Schreiben käme, weil ich andauernd gestört würde. Daraufhin hatte ich Ruhe und konnte über- in der Zelle auf und ab promenieren, wobei ich darüber nachdachte, wo wohl jetzt die Helgoland sein möge. Als dann der „Ober“ zum drittenmale kam, sagte ich ihm, dass er das Tintenfass mitnehmen könne, wenn es anderweitig notwendiger gebraucht würde, ich würde mit Bleistift weiter schreiben. Darauf hatte ich endgültig Ruhe, ich sollte mich bemerkbar machen, wenn ich fertig wäre.

Ich schrieb, dass ich das Gefühl hätte, als sollte meine schöne Rendsburger Studentenzeit schon zu Ende gehen, weil sich mir jetzt Verteidiger angeboten hätten, die zwar nicht juri

² Lateinisch: Das Ende krönt das Werk.

³ Hier spielt Linke vermutlich auf die Rückzugsphase in spätbyzantinischer Zeit an.

studiert hätten und auch zu Militärgerichten offiziell nicht zugelassen seien, aber trotzdem sehr gut Recht und Unrecht unterscheiden könnten usw. Dieser Brief erreichte sein Ziel. Während des Schreibens benachrichtigte mich heimlich ein Wärter, dass bereits eine starke Matrosenabteilung angelangt sei, um mich abzuholen. Eine etwas sehr phantastische Vermutung liess mir die Frage stellen, ob es Helgolandmatrosen wären, doch der Bescheid lautete, dass es Leute einer Unterseebootsabteilung wären.

Der „Ober“ nahm meinen Brief in Empfang und sagte mir, dass ich den Brief nun gleich selbst mit nach Hause nehmen könne, denn jetzt wäre ich eher dort, als der Brief, und ich solle mich fertig machen und bereit halten, ich käme zur Entlassung.

In den Gängen herrschte Rumoren und Laufen. Ich erhielt meine Privatsachen. Darunter war alles mögliche zu finden, nur kein Uniformstück. Ich machte einen mortsmässigen Spektakel. Man brachte mir einen neuen feldgrauen Einheitsmantel aus der Infanteriekaserne und eine Matrosenmütze, die mir bis über die Ohren rutschte, und darum gab es wiederum Krach. Man musste sich reinweg alles auszanken. Eine andere wurde aufgetrieben, die mir annähernd passte, Jahrgang 1909. Mitten in meinen Bündelschnüren wurde ich so quasi aus der Zelle hinaus geworfen.

Im Eingangsflügel und vor dem Büro des Direktors standen Unterseebootsleute, die ihre geladenen und gesicherten Gewehre fest mit der Faust umklammert hielten. Ich winkte ihnen zu, sie nickten kaum merklich, ohne ihre Gesichtszüge zu verändern. Diese unerschrockenen und entschlossenen Gesichter liessen ahnen, dass diese Leute vor nichts zurückschreckten, und es wäre Torheit gewesen, ihnen Widerstand zu leisten.

Im Büro waren ausser Heizer Rebe von „Moltke“ und drei mir Unbekannte, noch eine Matrosendelegation und der Direktor anwesend, die bereits auf mich warteten. Der mit einer roten Armbinde gekennzeichnete Truppführer unterrichtete uns kurz und bündig, dass die Admirale einen Offensivvorstoss auf eigener Hand und ohne Genehmigung der Reichsleitung zu unternehmen versuchten, wodurch die in Aussicht stehenden Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen in Frage gestellt worden wären. Diesem Unternehmen hätte sich die Mannschaft der Flotte widersetzt und dadurch unterbunden. Die Marineoffiziere schritten gegen die Mannschaft ein, ohne von der Regierung daran gehindert zu werden, und um Remedur⁴ zu schaffen habe die Mannschaft zur Selbsthilfe gegriffen. In Kiel hätte diese Bewegung bereits gesiegt, und als erste und vornehmste Aufgabe sieht die Bewegung die Befreiung ihrer in Gefangenschaft befindliche Kameraden. Die Kameraden würden es begrüßen, wenn wir uns der Bewegung anschliessen und zur Verfügung stellen würden.

Das war wenig gesprochen und doch sehr viel gesagt! Der Direktor, der jetzt so winzig klein war, dass ich ihn glatt übersah, stand mit schwanenweissem Gesicht hinter den Truppführer und flötete von dieser Stellung aus, dass ihm die Marineangehörigen von jeher sehr am Herzen lagen, und dass er deshalb diese stets mit besonderer Zuvorkommenheit behandelt habe. Von seinem Gewimmer nahm keiner der Anwesenden besonders Notiz, doch glaubte er scheinbar, dass sein letztes Stündlein gekommen sei und versuchte damit, sein Leben noch einmal zu prolongieren.

Ich verliess als erster das Büro, im Vorraum überreichte mir ein U-bootsheizer sein Mützenband mit den Worten: „Kamerad, ich schenke dir mein Mützenband zur Erinnerung an den heutigen Tag!“ Meine Mütze trug weder Kokarde noch Mützenband, doch auch alle

⁴ Remedur: Abhilfe.

anderen trugen keine Kokarden. Im Vorraum stand auch der Anstaltspfarrer, dem ich zum Abschied die Hand gab.

Unser Trupp, dem ich voran ging, schritt dem Ausgange zu. Aus Ermangelung eines republikanischen Grusses oder dergleichen nahmen die im Gang postierten Matrosen bei unserem Passieren militärische Haltung an.

Ich betrat als Erster den Hof, auf den noch weitere etwa 150 U-bootsmatrosen in zwei Gliedern Aufstellung genommen hatten und fühlte mich daher verpflichtet, etwas sprechen zu müssen. Mir fiel aber im Augenblick nichts ein, deshalb „zeigte ich klar“ und rief kurzweg laut den Bootsanruf: „Boot – ahoi!“ Als Antwort intonierte die Kapelle des Infanterieregiments das Lied: „Freiheit, die ich meine!“

Ich war überrascht. Vieles hatte sich geändert, und viel hatte ich erfahren, obwohl ich wenig erlebt hatte, seitdem trübe und düster die Sonne hinter grauen Wolken unterging und der Alltagslärm verstummte. Ich gewahrte die Geräusche der Nacht, ich hörte es rascheln im Gebüsch, ich glaubte den wilden Jäger durch die Lüfte ziehen zu spüren, Unkenrufe vernahm ich, ohne zu wissen, von wo sie herkamen. Ich hörte auch den Ruf der Eule, sowie den Schlag der Nachtigallen und bewunderte den Glanz der Hoffungssterne. Ich war mir auch voll bewusst, dass über kurz oder lang der neue Tag grauen müsse, nur hatte ich die Orientierung verloren. Auf einen derartig prächtigen Sonnenaufgang war ich allerdings nicht gefasst, ich war überrascht.

Die Matrosen schwankten in Gruppenkolonnen ein, wir setzten uns hinter die Musik, und bei flotter Marschmusik zogen wir zum Tore hinaus nach der Stadt. An den Fenstern der Strafanstalt aber gewahrte ich Gesichter, die sich an den Scheiben die Nasen breit drückten. Der Marsch ging durch die Stadt, und nachdem auf einem Platze Halt gemacht wurde, auf dem unter anderem Rebe eine Ansprache hielt, ging es nach dem Bahnhof, von wo aus die Reise über Neumünster nach Kiel fortgesetzt wurde.

Ueber die letztzeitlichen Ereignisse war ich vollkommen ununterrichtet, und um mir über diese einigermaßen zu orientieren, wandte ich mich an meine Kameraden. Im Verlauf der Reise erfuhr ich über die Ursache des Umschwunges folgendes:⁵

Die Matrosen der Hochseeflotte weigerten sich während der jetzt in Aussicht stehenden Waffenstillstandsverhandlungen zu einer Seeschlacht auszulaufen, wodurch der Ausgang des Krieges schwerlich noch eine entscheidende Wendung bekommen hätte. Das dritte Geschwader kehrte von Wilhelmshaven nach Kiel zurück, und die Matrosen wurden in Scharen verhaftet und eingesperrt. Die Nichtverhafteten verlangten die Freilassung ihrer Kameraden, was aber von den Schiffskapitänen brüsk abgelehnt wurde.

Matrosenzusammenkünfte sollten mit Hilfe von Militär unterbunden werden. Doch eine dazu kommandierte Abteilung weigerte sich unterwegs, ihre Gewehre zu laden, mit der Begründung, auf ihre eigenen Kameraden auf keinen Fall zu schießen. Sie löste sich in Gruppen auf und ging nach ihrer Kaserne zurück.

⁵ Nach heutigem Forschungsstand enthält Linkes Bericht einige Ungenauigkeiten. Vergleiche: Martin Rackwitz: Kiel 1918. Revolution – Aufbruch zu Demokratie und Republik. Kiel 2018; Klaus Kuhl und weitere Wikipediaautoren: Kieler Matrosenaufstand. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Online zugänglich (aufgerufen am 12. Dezember 2021) unter Permanentlink: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kieler_Matrosenaufstand&oldid=218099592.

Die Marineleitung fühlte sich stark und überschätzte ihre Macht. Am Sonntag Morgen wurde wiederum eine Kompanie alarmiert und vor der Marineakademie erklärte ihr der Stadtkommandant Kapitän z.S. Heine, dass englische Spione in der Stadt herumlaufen und Geld verteilen, um Unruhen zu arrangieren. Die Kompanie hat den Auftrag, 70 Aufrührer von SMS „Markgraf“ zu verhaften und nach Fort Friedrichsort zu transportieren, erforderlichenfalls müsse dabei von der Waffe Gebrauch gemacht werden und die Kompanie dürfe daher nicht zurückschrecken, das Blut ihrer eigenen Kameraden zu vergiessen, denn noch stehe die Front fest und unerschüttert, die allergrösste Schande für einen Soldaten aber sei, seinen Offizieren den Gehorsam zu verweigern.

Darauf trat ein Matrose vor und sagte, dass schon die Feinde unnötigerweise zuviel Blut vergossen hätten, auf keinen Fall kämpfe er gegen deutsche Kameraden. Seinen Ansichten schloss sich die Kompanie an. Darauf wurde von Schreibern und Kadetten eine weisse Garde gebildet, die die Verhaftungen vornahm.

Einige Schiffsbesatzungen und Landabteilungen kamen auf den Gedanken, am Sonntagnachmittag zu demonstrieren. Der Stadtkommandant erhielt davon Kenntnis und setzte als Gegenmittel am Nachmittag Garnisonsalarm an, was allerdings zu einem sehr grossen Missverständnis mit schwerwiegenden Folgen führen sollte, denn als die Tambours am Nachmittag in den Kieler Strassen den Generalmarsch schlugen, wurde dieses als Signal zum Beginn der Demonstration aufgefasst. Die Zurückhaltenden nahmen an, dass die Bewegung gegen die Offiziere gesiegt habe, und die Uneingeweihten wurden dadurch aufmerksam gemacht und schlossen sich dem Demonstrationszuge an.

Eine Offizierspatrouille der weissen Garde stellte sich dem Demonstrationszuge entgegen, und durch ihre Gewehrsalven fielen 8⁶ Tote und 30 Verwundete.

Nach diesen Salven löste sich der Demonstrationszug auf, denn die Matrosen waren unbewaffnet, weil sie die Absicht hatten, ohne Waffengebrauch ihre Forderungen durchzusetzen. Die Nacht verlief ruhig, doch wurde sicherheitshalber Infanterie von Rendsburg und Neumünster nach Kiel verlegt, die in der Stadt Maschinengewehrnester einrichteten.⁷ Die Offiziere glaubten, wieder Herren der Situation zu sein.

Tote lagen in den Kieler Strassen, durch das anwesende auswärtige Militär fühlten sich die Matrosen herausgefordert und gereizt. Wohl waren sie sich ihrer Macht und Stärke bewusst, doch sahen sie ein, mit Demonstrationsprotesten und anderem ihr Ziel, die Befreiung ihrer gefangenen Kameraden nicht erreichen zu können. Die Matrosen rüsteten zum Strassenkampf und griffen zu den Waffen.

Am Montag Morgen bewaffneten sich als ersten die Mannschaften der Werftdivision. Nach einem kurzen Geplänker mit der Torpedodivision ging diese zur Werftdivision über.⁸ Gegen Mittag verfügte die Matrosenbewegung über 20 000 Gewehre, und im Hafen lag das dritte Geschwader mit allein 80 Geschützen allerschwersten Kalibers. Anbetracht dessen siegte bei der Stadtkommandantur die Einsicht, dass jeglicher Widerstand vergeblich sei, und entschloss sich, mit den Mannschaften zu verhandeln.

⁶ Nach eingehenden Untersuchungen Dirk Dähnhardts gab es 7 Tote. Siehe Dirk Dähnhardt: Revolution in Kiel. Kiel 1978, S. 64 ff.

⁷ Infanterie von außerhalb kam erst am folgenden Tag (4. November) nach Kiel.

⁸ Zunächst kam es zu größeren Unruhen bei der Torpedo Division und später schloss sich die Werft Division an.

Am Nachmittag fand eine Konferenz zwischen Matrosen, Arbeitern und Delegierten der sozialdemokratischen Parteien beider Richtungen statt, in der die Forderungen der Matrosen formuliert und ein Arbeiter- und Soldatenrat eingesetzt wurde, der die Forderungen dem Stadtkommandanten unterbreiten sollte.

Die erste Forderung war die Freilassung aller Verhafteten, sowie die Freilassung der in Köln und Celle gefangen gesetzten Marineangehörigen. Ferner Aufhebung der Rede-, Presse- und Briefzensur, sowie die des Versammlungsrechtes. Amnestierung sämtlicher politischer Gefangener, Aufhebung der Vorgesetztenvorrechte ausser Dienst. Abbruch sämtlicher militärischer Angriffsunternehmungen gegen Kiel und Entfernung aller garnisonsfremder Truppen. Unterlassung des geplanten Flottenvorstosses, und gerichtliche Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen an den Vorfällen am Sonntag. Bei ablehnender Haltung würde Kiel vom Geschwader beschossen werden.

Die Stadtkommandantur sagte die Erfüllung der Forderungen zu und kapitulierte vor den Soldatenrat.

Die Verhafteten wurden von ihren Gefängnissen abgeholt und im Triumphzuge nach den Wilhelmsplatz geleitet, wo inzwischen der Reichstagsabgeordnete Noske aus Berlin eingetroffen war und dort eine Ansprache hielt. Wegen des Sonntagszwischenfalles sollte der Stadtkommandant verhaftet werden, er leistete dabei aber Widerstand und wurde im Handgemenge erschossen.

Dieses waren ungefähr die Hauptpunkte, die mir im wüsten Durcheinander unterbreitet wurden, und auch ich musste manche Zwischenfrage einwerfen, um alles richtig begreifen zu können. Schliesslich ist ja auch die Auflehnung die letzte Machtposition und die edelste Eigenschaft des Sklaven – – .

Während ich hier im Eisenbahnwagen sass und Kiel entgegenrollte, wurde in Cuxhaven die erste rote Flagge gehisst und zwar von einem Angehörigen der Helgolandcrowe⁹, von meinen Kameraden – Paul Rothe.

Ein U-bootskamerad brachte mir die Ruinen eines neuen Provinzialblattes, die er in einen Kuppe gefunden hatte.

Der Leitartikel besagte, dass sich auf Grund eines kaiserlichen Erlasses der Kaiser sich auf den Boden des Volksstaates gestellt habe, und dass er auch weiterhin dem deutschen Volke seinen Dienst leisten würde, denn das Kaiseramt sei Dienst am Volke. Der Kaiser hoffe, dass diese Verfassungsänderung aus dem gegenwärtigen Dunkel mit festem Schritt in die helle Zukunft führen möge.

Das war mir unverständlich, und zur Aufklärung wurde mir mitgeteilt, dass der Kaiser am 26. Oktober 1918 die Kommandogewalt über Heer und Flotte an den Reichstag und den Reichskanzler abgetreten hatte.

Ein anderer Artikel besagte, dass die Waffenstillstandsverhandlungen beginnen, und dass der Aufstandsversuch der Kieler Matrosen wieder in ruhige Bahnen zurückgeleitet worden sei. Die Schiffe verkehren unter der Kriegsflagge, und die allgemeine Waffenabgabe habe eingesetzt, auch die Bevölkerung verhalte sich ruhig.

⁹ Mit diesem Ausdruck wurde die erste Besatzung zur Indienststellung der SMS Helgoland bezeichnet (abgeleitet von Crew).

Dieser Artikel schien mir unglaublich, denn, wenn ich meine Umgebung betrachtete, so musste ich feststellen, dass die Matrosen noch recht gut bewaffnet sind. Aber die Zeitungen haben im Kriege sehr viel gelogen, auf Befehl der Zensoren.

Eine Bekanntmachung, in der der Oberbefehlshaber der Marken, General von Linsingen auf Grund des Belagerungszustandes das Bilden von Arbeiter- und Soldatenräten verbot, erregte meine Heiterkeit.

Es war bereits finster, als wir in Kiel ankamen. Der Bahnhof war menschenleer, nur einige Matrosen standen an Maschinengewehren, die die Bahnsteige flankierten.

Meine Befreier wollten mich ihren neuen Gouverneur und Ziviladmiral, den Reichstagsabgeordneten Noske vorstellen, deshalb marschierten wir durch die zwar finsternen, aber mit Menschen gefüllten Strassen Kiels nach einem Gebäude, ob Gewerkschaftshaus oder Gouvernementgebäude konnte ich in der Dunkelheit nicht erkennen, in dem ein Rasseln und Klappern von Gewehren, Schreibmaschinen und Kaffeegeschirr uns empfing. Der Gouverneur hatte leider wenig Zeit und konnte sich uns nicht wittmen, er wandte sich nur kurz an den Truppführer, indem er ihm mitteilte, dass er sich von jetzt ab diese eigenmächtigen Gefangenenbefreiungen ein und für allemal verbitte.

Unsere Befreier waren von dieser Begrüßung sichtlich enttäuscht, und betrachteten uns verlegen von der Seite. Auf dem Wege nach einer uns als Uebernachtungsraum zugewiesenen Kegelbahn bemerkten sie, dass sie mit einer anderen Begrüßungsform gerechnet hätten, aber wir möchten es nur nicht übel nehmen, da sie doch nichts dafür könnten. Noske sei dort die viele Arbeit scheinbar etwas nervös, denn er kam nach hierher, in der Annahme, einen kleinen Schiffskrawall schlichten zu müssen, und traf eine komplette Republik an.

In der ersten Nacht schlief ich jämmerlich. Wir lagen an Deck und so gut es ging hüllte ich mich in meinen Mantel ein, aber es zog fürchterlich, und wir waren Gewächshauspflanzen geworden. Dazu kam der Palaver, den die abgelösten Posten und Patrouillen im Finstern veranstalteten, die bald über die Gewehrpyramiden stolperten, bald uns auf die Beine herumtrampelten. Jedenfalls, in Rendsburg schlief ich angenehmer, und wir waren froh, als der Morgen graute.

Der kleine U-bootsmaat, einer von uns fünf hatte grau-grüne Gesichtsfarbe und schüttelte sich im Fieberfrost, wir rieten ihm, ein Lazarett aufzusuchen, auch der Kreuzerkuli fühlte sich nicht wohl, wir rieten ihm, den Kleinen zu begleiten, damit dieser nicht allein sei. Jetzt bei Tageslicht konnte ich erst erkennen, wo wir uns befanden, wir waren in der Kegelbahn eines Offizierkasinos, und die Wände waren mit Speeren, Schildern und anderen exotischen Kriegshandwerkzeugen geschmückt.

Wir fünf Mann trennten uns und ich blieb allein auf weiter Flur. Doch ich wollte gleichfalls zur Helgoland, zu meinen Kameraden, da aber die Helgoland gerüchtweise in Wilhelmshaven liegen sollte und die Verbindung mit Wilhelmshaven noch nicht hergestellt war, musste ich noch warten. Mich überliefen ebenfalls Schüttelfröste und Kopfschmerzen, was ich allerdings auf die vielen neuen Eindrücke zurückführte.

Im Laufe des Donnerstags erfuhr ich, dass Prinz Heinrich von Preussen mit einer roten Binde am Arm und mittels Auto, das eine rote Flagge führte am Dienstag Nachmittag nach

Dänemark¹⁰ geflüchtet war. Unterwegs nahmen zwei Matrosen, die nach ihrer Schleswiger Heimat fahren wollten, auf dem Trittbrett seines Autos Platz. Der eine von ihnen wurde durch einen Herzschuss erschossen, während es den andern gelang, rechtzeitig abzuspringen.

Gegen Mittag wurde eine Strassenpatrouille aus dem Hinterhalt beschossen, und bei dem darauf folgenden Strassenscharmützel gab es wiederum 8 Tote und 12 Verwundete.

Auf „König“ versuchten am Dienstagvormittag die Offiziere das Hissen der roten Flagge mit Waffengewalt zu verhindern, wobei ein Matrose erschossen wurde. Die logische Folge davon war, dass auch die Matrosen zur Waffe griffen, der Kommandant wurde verwundet, der erste Offizier und der Adjutant fielen als mutige Leute, gemäss der dem Hohenzoller gelobte Treue, wenn auch überflüssigerweise, denn nach dem Zwischenfall zeigte auch „König“ die rote Flagge.

Nach diesen Zwischenfällen schritten die Matrosen an die restlose Entwaffnung der Offiziere, wobei sie zuweilen nicht immer allzu zart mit den Offizieren umgingen, denn ausser der jahrelang eingefressenen Wut und Hass entlud sich, dazu kam der Hass über die letzten Ereignisse.

Am Freitag Morgen trat ich meine Reise nach Wilhelmshaven an, die mich über Hamburg und Bremen führte.

Linke trifft seine Kameraden in Bremen wieder und wird über den geplanten Flottenvorstoß unterrichtet

S. 101–108

„Wie seid ihr denn nach Bremen gekommen, wie kam denn das alles?“ „Uns hat Tedchen Süss mit per Dampfer nach hier gebracht, und von hier aus sollten wir per Bahn nach Munsterlager gebracht werden, wir haben aber nicht mehr weiter mitgemacht, und da musste er allein nach Schlicktau zurückfahren. –“ „Ja, Tedje Süss wollte sein eisernes Kreuz abarbeiten –“. „Wer? Redakteur Süss aus Schlicktau?“ „Ja, der ist Hauptmann bei die Moppsteiner und steckt so nebenberuflich sein Hauptmannsgehalt ein.“ „Erzählt doch mal der Reihe nach von vorn und nicht alles durcheinander.“

Ein Kamerad brachte mir seinen Teller Beluschken¹¹, sie waren zwar kalt und steif, weil sie bereits von Mittag an standen, und Brot gab es nicht. Doch das war allerhand, wenn man bedenkt, dass er seinen „Kapitulationsschlag“ von der Kaserne aus bis hierher durch die ganze Stadt, ein Weg von einer halben Stunde, getragen hatte und jetzt grossmütig drauf verzichtete. Mir war kalt geworden, ich legte mich auf ein Bett und wickelte mich im Mantel ein, einige brachten mir ihre Schlafdecken und legten sie über mich. Ein anderer gab mir seine Tabakpfeife, denn Zigaretten hatte niemand, weil jeder mittellos war und bei allen 400 Mann zusammen keine 20,00 M. aufzutreiben gewesen wären. Doch die Pfeife schmeckte auch nicht.

„Also, – wir waren nicht wenig erstaunt, als im August vorigen Jahres eines Abends plötzlich Spindmusterung war, und ein rotbekragter Seeaffe unsere Liebesbriefe durchschnüffelte.

¹⁰ Er fuhr auf sein Gut Hemmelmark bei Eckernförde.

¹¹ Es handelt sich offenbar um einen Schreibfehler für Peluschken (Acker- oder Felderbsen).

Noch mehr aber waren wir erstaunt, dass man euch einsperrte, wo doch Bieber überhaupt kein Wort gesprochen hatte und du weder das Wort Krieg noch Frieden noch Deutschland oder dergleichen erwähntest.“ „Ja, wenn derjenige wegen sozialistischer Agitation verurteilt worden wäre, der da anregte, zu einer Tonne Bier zusammen zu steuern, wäre es vielleicht zu verstehen gewesen, so von wegen gleiche Köpfe, gleiche Töpfe.“ „Wir verlangten vergeblich eure Freilassung. Statt dessen erhielten wir wöchentlich ein paar Stullen Brot mehr, und das Kommando glaubte, unsere Kriegsbegeisterung aufs Höchste gesteigert zu haben. Alle, die im Bandter Schlüssel waren, wurden abkommandiert und konnten dadurch den Fall in anderen Truppenteilen verbreiten. Auf anderen Schiffen erfolgten immer wieder neue Verhaftungen und neue Todesurteile wurden gefällt, wodurch die Stimmung in der Flotte an Vergrohung und Verbitterung zunahm. Wir nahmen an, dass Scheer entweder geisteskrank geworden ist, oder er schiebt eine Sache, um pensioniert zu werden, weil er sich vielleicht mit dem Kaiser oder einer anderen hohen Person verkracht hatte.“

„In dieser Stimmung traf uns die Nachricht von der Ludendorffschen Waffenstillstandsforderung. Auch die Vorbedingungen der Friedensverhandlungen waren uns bekannt, wie, Einstellung des U-bootskrieges, Internierung der Flotte in neutrale Hafen, Räumung des besetzten Gebietes, Abdankung des Kaisers usw. Am 26ten trat der Kaiser das Oberkommando des Heeres und der Flotte an den Prinzen Max und des Reichstages ab, und General Ludendorff nahm seinen Abschied, weil er sich diesem neuen Verhältnis nicht fügen wollte –“. „Und der wird jetzt pensioniert, als Belohnung, weil er mit seinen Freund und Kollegen Tirpitz Krieg, Frieden und Reich verpfuscht hat, und wenn ein Arbeiter etwas vermurkst, schmeisst ihn der Chef raus, – man gut, dass mit den ganzen Pensionsmist mal Klardeck gemacht wird!“ „Na ja, jedenfalls erhielt die Flotte den Befehl, sich am Montag, den 28. Oktober auf der Jade zu sammeln, um Evolutionsübungen und Manövrierfahrten zu veranstalten, wie es angeblich hiess, was uns jedoch sehr zweifelhaft erschien. Wohl aber nahmen wir an, dass die Offiziere etwas unternehmen zu beabsichtigten, womit die Alldeutschen zu ihrer nationalen Volkserhebung Reklame machen können. Wir nahmen an, dass die Marineleitung einen Flottenangriff gegen England vorgesehen hatte, der von uns als ein Staatsstreich gegen die Reichsregierung aufgefasst wurde, um einesteils die Friedensverhandlungen hinfällig zu machen, und andernteils die Regierung gänzlich zu stürzen, denn der Kaiser und Ludendorff hatten bereits abgedankt. Unser logischer Verdacht wurde bestätigt, dass einige Matrosen vom Oberlicht aus beobachteten, wie auf einer Seekarte Messungen von der englischen Küste vorgenommen wurden. – –“ „Ja, ich hab's selbst gesehen, und in der Kantine waren die Preise heruntergesetzt, und in der Messe war 'n grosses Saufgelage, dabei wurden schwungvolle Reden vom ruhmvollen Ende der deutschen Flotte gehalten, und abends um 11 Uhr wurden die Friedensbedingungen bekannt –“.

„Friedensbedingungen?“ erwähnte ich. „Ach, der Quatschkopp stampft ja alles durcheinander, die Waffenstillstandsbedingungen meint er natürlich“. „'n Liter Rum müsste sein, das ist eine sehr trockene Wiedersehensfeier.“ „Lasst man, Kerls-, immer besser als gar keine!“ erwähnte ich. „Ob uns der Budiker Rum pumpen würde?“ „Ach, macht doch keen'n Blödsinn, freilich würde er borgen, schon aus Angst, dass sein Saftladen zertrümmert werden würde, aber auf diese Tour wollen wir nicht gehen, denn in nächsten Tagen schreiben die alldeutschen Zeitungen lange Artikel über Plünderungen blutdurstiger Matrosen in Bremen“, bemerkte ich. „Also weiter! Die Kuttergäste wurden zum Anker lichten gepfiffen, sie verholten sich aber nach dem Zwischendeck. Dann wurde die Korporalschaft vom Dienst gepfiffen, und auch diese war verschwunden. Dafür bevölkerten auffallend viel Heizer unser Batteriedeck. Die anderen Schiffe meldeten marschbereit, die Helgoland lag bombenfest, die Thüringen ebenfalls. Plötzlich hiess es – alleman achtern raus –. Der Kommandant hielt eine Ansprache, dass wir an unsere Kameraden in Flandern denken sollen usw., und die Kuttergäste sollen den Anker lichten. Einige riefen dazwischen „Rees! – Schwindel!“ andere riefen „Frieden woll'n

wir!“ noch andere riefen „Holt Bieber und Linke, dann wird's auch gehen!“ Die Helgoland blieb vor Anker. Der erste Offizier erkundigte sich bei einzelnen nach den Grund unserer Bockbeinigkeit. Ihm wurde mitgeteilt, dass sich das zu beabsichtigende Seekriegsunternehmen nach Ansicht der Mannschaft nicht mit den Plänen unserer Regierung decke und die in Aussicht stehenden Friedensverhandlungen stören würde. Darauf sagte er: „Ja, ihre Regierung ist nicht die unsrige!“ Und damit hatte er genug gesagt.“

„Der Kommandant liess einige Heizer und Matrosen zu sich in die Kajüte rufen und erklärte ihnen, dass kein Offensivvorstoss gegen England geplant sei, sondern dass die Flottenminensucher und Torpedoboote decken solle, die gegen Teile englischer Streitkräfte, welche unseren rechten Flügel unserer Westfront in Flandern beschossen, vorgehen sollen. Das Gerede von einem angeblichen Flottenvorstoss gegen England sei ein falsches Gerücht. Wir bemerkten, dass wir seinen Worten nicht glauben, weil an Bord schon derartig haarsträubende Dinge vorgefallen wären, dass wir zu den Offizieren kein Vertrauen mehr haben könnten. Wir wollen uns verteidigen, wenn uns der Engländer angreift. Wir begaben uns nach der Vorbatterie, wo wir der Mannschaft den Verlauf unserer Unterredung unterbreiteten. Die Matrosen waren der Auffassung, dass alles Schwindel ist, dass wir schon vier Jahre lang belogen und betrogen worden sind, dass der Vorstoss nur ein Reklametrick für die Alldeutschen sei, dass die Offiziere die Regierung des Prinzen Max von Baden stürzen wolle, und dass wir auf keinen Fall rausfahren werden!“

„Wir konnten uns denken, dass es jetzt hart auf hart gehen wird, und deshalb hatten schon einige von uns die Spinde für Fliegerabwehrmunition erbrochen und ausgeräumt. Einige von uns versahen sich mit Gewehren und verbarekadierten sich am Ankerkettenkasten, um das Ankergeschirr zu decken und zu verteidigen, um ein Ankerlichten zu verhindern. Die Ansicht über den Zweck des Vorstosses schien auf fast allen Schiffen so ziemlich die gleiche zu sein, nur dass dort das Ankerlichten nicht derartig krass verweigert wurde, wie auf der Helgoland und der Thüringen, die Thüringenmannschaft teilte unsere Auffassung, weil auch dort Offiziere Reden von einem ruhmvollen Untergang der Flotte gehalten hatten, und sie machte einen Blinkspruch zu uns herüber „weiter meutern, es geht alles klar!“ Die Offiziere sandten die Deckoffiziere zum Ankerlichten auch der Vorbatterie. Uns lag es vollkommen fern, einige von den alten Herren über den Haufen zu schiessen, damit sie aber einen stichhaltigen Grund zur Umkehr haben sollten, schossen wir ein paar Kugeln gegen die Turmwand von Turm Anna, worauf sie sich zurückzogen. Wir blieben vor Anker liegen. Das erste Geschwader war dadurch nicht vollzählig marschbereit und ging nicht in See. Dadurch konnte die Flotte gleichfalls nicht in See gehen, und das Unternehmen wurde belegt.“

„Am Donnerstag Morgen war die Thüringen von Torpedobooten umzüngelt und blockiert. An Bord hiess es, falls von der Thüringen ein Schuss fällt, werde sie torpediert. Darauf besetzte die dritte Division von der Helgoland ihre Geschütze, machte sie gefechtsklar und richtete sie auf die Torpedoboote ein. Wehe dem Torpedoboot, dass es gewagt hätte, ein Torpedo zu lösen! Uns war es gleich, ob uns der Engländer abschiess oder der Deutsche, wir hatten nichts mehr zu verlieren, aber noch im sinkenden Zustande hätten wir einen Amoklauf gemacht der Otto Bellmann hiess, wir hätten den Alldeutschen bewiesen, das wir Tod und Leben verachten, aber Propaganda zur Kriegsfortsetzung hätten sie damit nicht machen können.“

Nach etwa einer Stunde zeigte die Thüringen die rote Kreuz-Flagge und kapitulierte. Ein Dampfer mit etwa 250 Seebataillonern kam längsseits und nahm 600 Leute von der Thüringen an Bord. Dann kam der Dampfer bei uns längsseits, wo gleichfalls 400 Mann, die von Bord und nicht mehr mitmachen wollten, zu ihm überstiegen, und das sind wir, die wir hier in der

Nürnberger Schule liegen, unten im Parterre liegen die Thüringenkulis, und hier oben liegen wir. Doch das kommt noch später. Vorläufig ging es nach Schlicktau zurück. Auch die Flotte löste sich auf und die Geschwader wurden nach ihren Heimathäfen entlassen, das dritte Geschwader ging nach Kiel. Unser Spezialfreund und Gönner, Kriegsgerichtsrat Dr. Loesch sollte die Verhafteten vernehmen. Er leistete oxsenmässige Arbeit, doch er samt seinen Schreibmaschinistenmasten schafften es nicht, und er musste Filialen einrichten, und auch diese schafften es nicht, denn er ist mit seiner Arbeit glatt eingefroren.“

„Am Dienstag in aller Frühe wurden wir wieder auf einen Dampfer verschifft und gingen nach der Weser in Richtung Bremen. Die Moppsteiner eskordierten uns wieder und Tedje Süß anstatt mit der spitzen Feder hinterm Ohre in grosser Kriegsbemalung, also schwertumgurtet und als Moppsteinerhauptmann. Seine Leute hatten den Sturmriemen unterm Kinn und trugen uns die Gewehre nach, auf die sie der Einfachheit halber gleich die Seitengewehre aufgefanzelt hatten.“

Umsturz in Bremen

S. 108–121

„In Bremen wurde Halt gemacht, wir wurden in die Lloydhallen gesperrt, und von hier aus sollte es per Bahn nach den Truppenübungsplatz Munsterlager gehen, wo man uns als Strafkompagnie zu internieren gedachte. So dachte Tedje Süß aus Wilhelmshaven, wir dachten uns die Sache anders. Zuerst musste er etwas zum Essen herbeischaffen, und er zauberte Brot und Leberwurst in Büchsen herbei. Als wir uns satt gegessen hatten, war uns die Reiselust vergangen, und bei einer Strafkompagnie in Munsterlager soll ja im Allgemeinen auch nicht viel los sein, deshalb fassten wir den Entschluss, hier zu bleiben.“

Dass die Ausführung unseres Vorhabens zu Meinungsverschiedenheiten und zu Auseinandersetzungen mit unseren Begleitern vom Seebataillon führen mussten, war sowohl uns als auch den Seebataillonen klar. Unsere Seesoldaten schienen aber von einer kriegerischen Auseinandersetzung mit uns nicht sehr begeistert zu sein, zudem waren sie uns an Klugheit überlegen, indem sie die Nachgiebigeren waren und uns zu verstehen gaben, dass uns in Bedarfsfällen ihre Gewehre zur Verfügung stünden.

Während der Transportführer den Befehl zur Weiterreise gab, verteilten wir unter uns die Gewehrpatronen unserer Betreuer, so, dass jeder von uns mindestens einen Patronenrahmen in der Hosentasche hatte, und als er bald darauf seinen Befehl mit der Drohung, den Saal mit Waffengewalt räumen zu lassen Nachdruck verlieh, musste er die Wahrnehmung machen, dass seine Moppsteiner an der Wand standen, während sich vorn die Matrosen mit den geladenen Gewehren befanden. Dieser Anblick stimmte ihn sanftmütiger. Er ersuchte uns, mit der Bahn nach Wilhelmshaven fahren zu wollen was uns jedoch ebenfalls nicht sehr verlockend erschien, weil uns die Einstellung der 91er und der Dragoner in Oldenburg uns gegenüber unbekannt war. Wir wollten in Bremen bleiben, hier gefiel es uns gerade. Darauf ersuchte er alle diejenigen, die mit ihm nach Wilhelmshaven fahren wollen, auf den Bahnsteig zu kommen. Er zog am Draht, gefolgt von ein paar Feldwebels und Unteroffizieren, nebst einen Hornisten, die alle zusammen in ein Eisenbahnkoupee Platz nahmen und abdampften. Wir waren uns selbst überlassen.“

„Jetzt standen wir in der Lloydhalle, ohne Geld, ohne Verpflegung, ohne Verbindung mit der Aussenwelt, jedem von uns war es klar, dass wir in dieser Situation nicht den jüngsten Tag

erwarten konnten, es musste etwas unternommen werden, es musste etwas geschehen. Deshalb wurde als erstes ein Matrose nach der Stadt gesandt, um unsere Anwesenheit an massgebender Stelle anzumelden. Er rannte selbstredend nicht schnurstracks zur Kaserne, oder gar zur Kommandantur, auch nicht nach dem Rathaus, sondern ging nach dem Gewerkschaftshause. Das Gewerkschaftssekretariat war aber von unserm Besuch durchaus nicht sehr begeistert, denn die Autoritäten kratzten sich sehr bedenklich hinter die Ohren, und die Frage, von wo wir ungefähr 800 Gewehre erhalten könnten, brachte sie noch mehr in Verlegenheit.

Währenddessen traten wir nach eigenen Gutdünken und Belieben in Gruppen von etwa je 12 Mann zusammen, und jede Gruppe wählte sich einen Führer aus ihrer Mitte. Diese Unterführer traten wiederum zusammen, um einen Kompanieführer zu wählen. Unser Kompanieführer wurde Sonnenkalb. Die Thüringenmannschaften taten desgleichen.“ „Wir warteten auf die Wiederkehr unseres Boten, wie etwa Noah in seiner Arche auf seine Taube lauerte. Endlich erschien er in Begleitung eines Gewerkschaftsangestellten, der uns unter anderem empfahl, uns betreffs Gewehrlieferung an gros an die Kaserne zu wenden. Das war natürlich ganz leicht gesagt, und einen ähnlichen Rat hätte uns auch jeder Zeitungsjunge gegeben, wir hatten aber nicht die Absicht, unser Leben in leichtsinniger und übermütiger Weise zu verschleudern, sondern wollten es höchstens so teuer wie nur möglich verkaufen. Aus der weiteren Unterhaltung erfuhren wir, dass gegen 1 Uhr Mittags die Hauptwache aufzieht, und wir beschlossen, uns für's erste an diese vertrauensvoll zu wenden.“

„Wir begaben uns in die Stadt um unseren Gewehrhandel perfekt zu machen. Mit Regimentsmusik und Spielmansszug kam strammen Schrittes die Hauptwache angerückt, alles blutjunge Gesichter, die weder links noch rechts blickten, sondern nur dem Vordermann auf die Helmschiene stierten und ängstlich auf Richtung und Gruppenabstand bedacht waren. Mit Nerven- und Herzerweichendem Kriegsgeheul sprangen wir zwischen ihre Gruppenkolonnen. Entsetzt überliessen sie uns ihre Gewehre, die Seitengewehre überliessen wir ihnen. Die Kapelle nahm ihre Trompeten unterm Arm, und alles lief auseinander. Das war kurz und schmerzlos, und wir hatten zirka 100 Gewehre mehr.“

„Jetzt setzten wir uns nach der Kaserne in Marsch. Die mit Gewehren Versehenen gingen voran, die Uebrigen folgten, um den Fallenden die Gewehre abzunehmen und in ihre Stelle zu treten. Wenn irgend möglich, sollte nicht geschossen werden, auf keinen Fall aber sollte von uns aus das Feuer eröffnet werden. Bei sehr starker Beschiessung und Verteidigung wollten wir uns zurückziehen und die Kaserne blockieren, das heisst, Telefon, elektrische Beleuchtung, Wasserleitung, Verpflegungszufuhr, Verkehr usw. sollten bis auf Weiteres unterbunden werden.“

„Wir näherten uns der Kaserne. Es fiel kein Schuss. Das eiserne Tor des Kasernenhofes war geschlossen, der Posten weigerte sich, uns einzulassen, deshalb wurde es gewaltsam geöffnet. Aus einem Fenster über den Eingangstor zum Gebäude starrten uns die auf uns gerichteten Mündungen zweier Maschinengewehre an, doch sie schwiegen. Der Posten, ein grösserer Konfirmande, der nicht viel länger war, als seine Flinte, bat flehendlich, doch sein Gewehr behalten zu dürfen, da es ihm sonst vielleicht morgen beim Appell fehlen würde. Wir erfüllten seine Bitte und gaben ihm noch obendrein Urlaub bis zum Wecken. Auch der Kasernenhof war durch einige MGs flankiert, aber die M.G.schützen winkten uns mit ihren Mützen zu, während der Führer der Abteilung, ein Offizier-Stellvertreter hinter ihm auf und abraste, seine Hände tief in den Manteltaschen vergrabend.“

„Die Fünfundsiebziger stellten sich um, ihre Offiziere wurden deshalb bis auf Weiteres „beurlaubt“, und Sergeant Ecks übernahm die Führung des Regiments. Während ihrer Reorganisationszeit wurde uns der Wachtdienst der Garnison Bremen. Die an Zahl stärkere Thüringenabteilung übernahm die Bahnhofs- und Aussenwachen, und wir erhielten den Auftrag, für Ordnung und Ruhe im Stadtgebiet zu sorgen. Wir teilten Wachen für die Bekleidungs- und Verpflegungsämter und Strassenpatrouillen ab, und bewachen die Lebensmittelspeichen. Wir tragen unsere Bordanzüge, einige haben ihren dritten Vogel nebst Seestiefel an, andere ihr Arbeitspäckchen und Segeltuchschuhe, und verschiedene Heizer ihr Bunkerpäckchen, wie wir eben zufällig an Bord herumliefen. Um unser nicht sehr vertrauenserweckendes Aeusseres etwas herabzumindern, und einigermaßen gleichmässig auszusehen, erhielt jeder von uns einen alten eselgrauen Infanteriemantel. Als Standquartier wurde uns die Schule in der Nürnbergerstrasse hier draussen zugewiesen, und während wir uns am Mittwoch hier häuslich einrichteten, verhandelte der inzwischen eingesetzte Arbeiter- und Soldatenrat mit dem Senat der Stadt Bremen.“

„Gestern Mittag wurde auf dem Exzerzierplatze in der Nordstrasse eine Volksversammlung abgehalten, und nachmittags gegen 2 Uhr wurde eine Demonstration veranstaltet, an der sich ausser uns – soweit wir abkömmlich waren noch anderweitige Soldaten und auch viel Zivilisten, im ganzen etwa 30 000 Personen beteiligten. Der Demonstrationzug bewegte sich unter Führung eines Spielmannszuges und der Regimentskapelle durch die Stadt nach dem Rathaus, wie sich die Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrates versammelt hatten.“ „Ein Zivilist führte in seiner Ansprache unter anderem aus, dass nebst Bremen und Kiel nun auch Wilhelmshaven, Hamburg, Lübeck, sowie Hannover in den Händen der Matrosen seien, und dass die Matrosen jetzt nach Magdeburg, Berlin, und Köln nebst Ruhrgebiet vorzustossen versuchen. Er empfahl, Disziplin und Besonnenheit zu bewahren, die zur glücklichen Durchführung erforderlich seien. Er hielt die Abschaffung der Monarchie für unbedingt erforderlich und schloss mit einem Hoch auf die Freiheit.“

„Darauf sprach ein Mitglied vom Soldatenrat, der in seiner Rede besonders hervorhob, dass das Verhalten und die Handlungsweise der Matrosen während des beabsichtigten Flottenvorstosses der gegen die Regierung rebellierenden Marineoffiziere die einzig richtige war. Ganz abgesehen davon, dass 80 000 Menschen zwecklos geopfert worden wären, wäre die consequente Folge davon die bedingungslose Kapitulation und die Besetzung Deutschlands gewesen, der später eine Aufteilung Deutschlands gefolgt wäre. Deutschland vor diesem Schicksal bewahrt zu haben, ist der Verdienst der hier versammelten Matrosen. Wenn die Regierung des Prinzen Max von Baden in ihrer Kurzsichtigkeit diese patriotische Tat nicht zu würdigen weiss, so hat sie sich dadurch selbst gerichtet. Er schloss seine Rede mit einem Hoch auf die Republik. Gesangsvorträge von der Balustrade des althistorischen Bremer Rathauses beschlossen die Kundgebung.

Es war inzwischen reichlich spät geworden. Ich versprach, meine Odyssee bei nächster Gelegenheit vorzusingen, und legten uns schlafen.

Revolutionäre Ordnung in Bremen

S. 122–129

Wir versehen unseren Wachtdienst. Die an Strassenkreuzungen usw. aufgestellten Posten hatten keine Kenntnis über Strassennamen usw., sie konnten den auswärtigen Reisenden keine

Auskünfte erteilen, deshalb wurden die bis hier beurlaubten Bremer Polizeibeamten wieder herangezogen und standen mit ihren weissen Binden neben die Posten.

Auch die Eisenbahnbeamten stellten sich wieder ein. Sie hatten befürchtet, dass ihre Gehaltsauszahlung in Frage gestellt sei, kamen aber zu der Ansicht, dass sie bestimmt kein Gehalt bekämen, wenn sie ihren Dienst nicht nachkommen. Wir hatten bereits unter unseren Kameraden Leute ausgesucht die einige Kenntnisse vom Eisenbahndienst haben und eine Lokomotive heizen und bedienen können, doch sie brauchten nicht in Tätigkeit treten. Im Laufe des 9.ten Novembers kam ein kleiner Junge nach unser Quartier gelaufen, mit der Nachricht, dass bei einen auswärts gelegenen Schuppen eine Anzahl Matrosen lagert, welche fragen lassen, ob sie nicht auch mal einen Tag abgelöst werden könnten, da sie schon drei Tage und drei Nächte Wache schieben. Sie waren in Vergessenheit geraten und wurden schleunigst abgelöst. Ein Liedchen pfeifend kamen sie anmarschiert und wurden mit Humor empfangen.

Am Physikzimmer angeschlossen befand sich ein kleiner Raum, den wir uns als Schreibstube und Schiffsbüro auserkoren. Dort walteten die von uns gewählten Schreiben, der Kompanieführer und die Postordonanz ihres Amtes. Auch der Telefonanschluss fehlte nicht. Im Keller wurden Kessel eingemauert, damit wir uns eine Küche einrichten konnten, als Koch war mein Ersatzkamerad Luzian Porte vorgesehen.

Wegen der feindlichen Besetzung des linken Rheinuferes mussten wir unsere linksrheinischen Kameraden, wie Elsässer, Pfälzer, Rheinländer nach der Heimat senden. Da wir ihnen keine Pässe ausstellen konnten, erhielten sie eine Dienstbescheinigung, sowie einen Entlassungs- und einen Freifahrtschein. Wir begleiteten sie zum Bahnhof, und unter Abschiedsrufen und Mützenschwänken fuhr der Zug mit ihnen von dannen, ihrer ausländischen Heimat zu. Mit ihnen unser Koch en spe, Luzian Porte.

Inzwischen hatte sich aus Delegierten der Bremer Truppenteile eine Vertrauensmännerkommission gebildet, in welcher jeder Truppenteil, wie Infanteriebataillon, Lazarett, Intendantur, Matrosenkompanien usw. vertreten sein sollten. Die Helgolandkompanie beauftragte mich mit der Vertretung ihrer Abteilung, und dadurch musste ich mich zwangsläufig an das „praktische“ Leben gewöhnen.

Die Vertrauensmännerkommission hatte den Zweck, die Anregungen und Wünsche ihrer Kameraden durchzusprechen, und ihre eventuellen Beschlüsse dem Soldatenrat vorzulegen. Der Vorsitzende dieser Kommission war ein eisgrauer Sanitätssergeant. Ich erhielt vom Soldatenrat meinen Führerausweis nebst Freifahrtbescheinigung. Meine Aufgabe war, die Kommissionssitzungen pünktlich und regelmässig zu besuchen und davon Bericht zu erstatten, und hatte ferner zuweilen abends im Bedarfsfalle Patrouillen zu führen, falls es an Unterführern mangelte. Ich brauchte mich mit keinem Gewehr zu schleppen, sondern hatte nur ein Seitengewehr.

Die Verhandlungsthemen in den Kommissionssitzungen waren sehr vielseitig, bald wurde die Organisation eines Militärzeitungswesens besprochen, bald wurde über Einführung von Strafmassnahmen gegenüber pflichtvergessenen Kameraden diskutiert, eine Angelegenheit, an der ich mich mit meinen Thüringenkameraden nicht beteiligen brauchte, da bei unseren Abteilungen Pflichtverletzungen nicht in Erscheinung traten. Während dieser Sitzungen wurden auch zuweilen Armeeeoffiziere, die mit roten Kokarden an den Mützen erschienen, vorstellig, um sich dem Soldatenrat zur Verfügung zu stellen, was aber stets glattweg abgelehnt wurde. Der Thüringendelegierte, sowie auch der Vorsitzende vertraten die Ansicht,

dass wir bisher immer sehr gut ohne Offiziere ausgekommen wären, und ich war dagegen, um nicht der Stadtkasse, die ohnehin schon für unsere Löhnung aufzukommen hatte, und die uns jeden erdenklichen Wunsch im weitgehendsten Masse erfüllte, nicht unnötigerweise belastet würde, denn 10 Offiziere hätten der Stadt ebensoviel Unkosten verursacht, als 100 Soldaten, obwohl diese Offiziere nicht den zehnten Teil Arbeit geleistet hätten, denn am Wachtdienst hätten sie sich nicht beteiligt, und das Gehalt einzustreichen, war unnötige Arbeit. Unsere Marinekameraden hatten den sehnsüchtigen Wunsch, dass endlich auch das Bataillon wieder aktiv wird und sich am Wachtdienst beteiligt. Der Soldatenrat vertröstete uns mit der Begründung, dass die jungen Infanteristen ihren Dienst und ihre Aufgaben nicht gewissenhaft und korrekt nachkommen würden. Auch die Stadtverwaltung schien diese Auffassung zu teilen, denn während unserer Wachtdienstperiode hatten sich weder Plünderungen, noch anderweitige unliebsame Zwischenfälle ereignet, und scheinbar aus diesem Grunde bewilligte uns die Stadt eine Lohnzulage.

Auf Anordnung des Soldatenrates sollte in Hotels, Logishäusern oder ähnlichen Uebernachtungsgelegenheiten ein Mann, dessen Namen und Aussehen uns mitgeteilt wurde, gesucht werden. Dieser Auftrag wurde mir zuteil, und mit einer sechs Mann starken Patrouille brach ich abends auf. Die Polizeistunde war überschritten, und da die Bremer Gastwirte an Korrektheit nichts zu wünschen übrig liessen, waren ihre Gaststätten bereits geschlossen, das heisst natürlich, sie waren nur vorn geschlossen, weshalb wir den Eintritt durch die Hintertüren suchen mussten.

Als erstes bei unserm Erscheinen versagte dem Wirt die Sprache, und die wenigen nwesenden Gäste, anscheinend ehrsame Bremer Bürger, starrten uns entsetzt an, als glaubten sie, etwas böses begangen und vor den Soldatenrat geschleppt zu werden. Auf meine Bemerkung, sich durch uns nicht stören zu lassen, flaute ihr Entsetzen sichtlich ab, und als wir dem Gastwirt den Zweck unseres Kommens mitgeteilt hatten, fand auch dieser seine Sprache wieder. Nachdem wir Einblick in das Fremdenbuch genommen hatten und im Begriff waren, uns wieder zu entfernen, scholl es von einen der Tische her: „Du, Fiddi! Gib mal upp mün Rechnung jeden von de Seelüt 'n Kööm, aba 'n grooten.“

Bis auf die Gaststätten, die vorn, hinten und allseitig regelrecht geschlossen hatten, so, dass wir dem Wirt klingeln mussten, den der uns dann etwas brummig auf unsere Fragen Auskunft gab, war Eindruck, Verlauf und Schluss unseres Auftretens ungefähr der gleiche. Wir sahen uns veranlasst, eine andere Taktik einzuschlagen und betraten dann nur zu dreien, später nur noch zu zweien und zum Schluss nur noch ein Mann die Gasthäuser. Trotzdem wurde meine Heeresgruppe zusehends gebrechlicher, ohne dass sich ein leises Anzeichen eines Resultates unserer Expedition einstellte. Ich war von Bier und Kööm vollkommen gesättigt, und liess mir an deren Stelle eine Zigarre geben. Nach stundenlanger Kreuzfahrt gaben wir unser Suchen auf, ohne ein Erfolg aufweisen zu können. „Du – upp, ich kann nich mehr.“ „Geit dat nu bald do huus? – puuh –.“ Steuerlosen Wracks ähnlich jumpten wir durch die menschenleeren Strassen dem heimatlichen Liegeplatz entgegen. „Upp – – Puuh!“

Sonnenkalb fuhr auf Urlaub, und ich musste die Führung der Kompanie übernehmen. Einstmals glaubte ich, dass es entschieden angenehmer und leichter wäre, 12 Flöhe zu hüten, als 400 wildgewordene Kulis zusammen zu halten, doch ich war im Stillen erstaunt, wie reibungslos und mechanisch sich der Dienstbetrieb bei uns abwickelte. Ich konnte es unseren Offizieren nachfühlen, dass sie schon allein aus Langeweile zuweilen schikanierend und störend in den Dienstbetrieb eingriffen, um etwas Abwechslung zu erheischen. Meine Kameraden versahen pünktlich ihren Dienst und gingen sauber angezogen, und was sie in ihrer Freizeit trieben, konnte von offizieller Seite aus der Abteilung und ihrer Führung gleich

bleiben. Der Soldatenrat liess Lebensmittel anrollen, die Löhnungsgelder waren pünktlich zur Stelle, die Schreiber versahen ihren Dienst, und falls ich in der Kommissionssitzung war, oder mich im Museum für Völkerkunde herumtrieb, so unterzeichneten sie als „Kompanieführer – I.A.“. Der Koch und die Postordonanz walteten gewissenhaft ihres Amtes, die Stuben wurden gefegt und ab und zu nass aufgefeutelt, was gab es da noch grossartiges als Kompanieführer zu tun. Höchstens zu brummen- zu krakeelen und zu nörgeln, doch dazu war weder Lust, noch Ursache, noch die nötige Unterlage in Gestalt eines Militär-Strafgesetzbuches vorhanden. Ich logierte in Zimmer Nr. 12, Rangabzeichen in Gestalt von Tressen und Sternen waren verschwunden, und als äusseres Abzeichen diente eine rote Armbinde während des Dienstes, wie sie Ordonanzen, Führer und Delegierte trugen und mein Seitengewehr. Gelegentlich einer gemeinsamen Besprechung mit den Thüringenleuten in der geräumigen Turnhalle schilderte ich die Lebensgewohnheiten der Wanzen und Läuse in den schwärzesten Farben, um das Interesse an Sauberkeit und Reinlichkeit nicht in Verfall geraten zu lassen. Nach der Besprechung unterhielten wir uns noch kurze Zeit mit den Unterführern. Als ich darauf wieder unser Büro aufsuchte, kam mir atemlos und heftig gestikulierend der Schuldiener entgegen gestürzt. „Sie – – ihre Kulis – die sind dran schuld! Meine schöne neue Schule – – die ganze Decke – –!“ Donnerwetter, was will der Kerl. Er fasste mich am Arm und zog mich mit. „Sie – – das geht doch nicht“ „Ja, was ist denn vorgefallen?“ „Die Schule fällt ein!“

Kreuzmillion, ein Bombenattentat? Der Schuldiener, ein älterer Herr, zog mich in ein Zimmer, in dem es regenartig von der Decke tropfte. Um die Quelle dieser Sintflut zu ergründen, begab ich mich ein Stockwerk höher, zum Helgolandwohndeck. Schon von Weitem schallte mir Gesang entgegen. „Ueb' immer treu' und Redlichkeit“, und aus einer geöffneten Stubentür gewährte ich, dass Wasser auf den Flur rann. Maria und Joseph in deine Hände rein –! Ein grauenerregender Anblick – –! Vier bis fünf Matrosen im Troyer und mit ihren Seestiefeln bis an den Knöcheln im Wasser stehend schrubbten mit Absetzern ihre Stube blank, wie sie es von Bord her gewöhnt waren, ein sechster holte mit Eimern immer noch mehr Wasser herbei. „Mensch! Habt ihr 'n Knall?“ „Nah watt dem, wir werd'n doch nicht etwa uns're Bude verlausen und verwanzen lassen.“

Bei meiner Sauberkeitsanspielung hatte ich allerdings mit einem derartigen Resultat nicht gerechnet, ich zog es deshalb vor, ähnliche Anspielungen in Zukunft in zu grellen Farben zu schildern.

Zu unserer nicht geringen Freude entschloss sich endlich das Infanteriebataillon zur Uebernahme unseres Dienstes. Uns zog es nach über siebenjähriger und sehr bewegter Dienstzeit nach der Heimat. Die Bremer Einwohnerschaft hatte uns verstehen und kennen gelernt, und als wir am Ende des Novembers eines Morgens mit Sack und Pack zum Bahnhof zogen, wurden wir verschiedentlich von Einwohnern befragt, wo wir hin wollen und ob es uns denn in Bremen nicht mehr gefalle. Jedoch –: „Ein jeder hat im Heimatland sein treues Mägdelein!“ und da gab's kein Verweilen mehr.

Die Abschiedsszenen zu schildern will ich mir ersparen. Mit meinem Ersatzkameraden Dammasch, ein Ostpreusse, reiste ich über Hannover, weil der hannoversche Zug als erster abfuhr. Die Eisenbahnwagen waren überfüllt, die Bahnwagendächer waren gleichfalls besetzt, und selbstredend auch die Bremserhäuschen. In Berlin nahmen wir in einem Frühstückslokal unser Abschiedssouper ein, welches aus Ermangelung an Fleisch aus einer Portion Kartoffelpuffer bestand, es verrichtete aber auch in dieser Form seinen Zweck. Dann entführte ihn der Zug, und ich stand allein auf dem Bahnsteig.

Abschiednehmen ist der Vorahnungsgeschmack des Todes. Keiner sagte diesmal: „Bald sehen wir uns wieder!“ Man vernahm nur das Wort: „Vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder.“
– – Vielleicht!